

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Band: 38 (2012)

Heft: 1

Artikel: Japanologie

Autor: Steinbeck, Raji C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Japanologie

Raji C. Steineck *

Ein Exotenfach?

Ein Fach – viele Berufsfelder

«Was studierst du – Japanologie? – Das hat bestimmt etwas mit China zu tun!» – Diesen Ausspruch, der eine tiefere Wahrheit enthält, als denen, die ihn taten, bewusst gewesen sein dürfte, habe ich während meiner Studienzeit in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren öfters gehört. Meist folgte ihm die freundlich besorgte Frage: «Und was macht man später damit?» Die Antwort hierauf kann fallweise sehr unterschiedlich sein. Bei mir war es so, dass ich zunächst einmal einen Doktor «machte», allerdings in Philosophie, und dann für die Habilitation in die Japanologie zurückkehrte, die bis heute der einzige akademische Ort ist, an dem man mit wissenschaftlicher Forschung zu Japan «etwas werden» kann. Bei Studierendenzahlen im unteren dreistelligen Bereich (Zürich: ca. 250, davon 120 Hauptfach), wie sie an den deutschsprachigen japanologischen Abteilungen und Instituten mittlerweile die Regel sind, steht der Weg in die Wissenschaft allerdings nur einer Minderheit offen. Die meisten haben ohnehin andere Berufsziele und nehmen nach dem Abschluss eine Tätigkeit in der Privatwirtschaft auf, häufig in einem Unternehmen, das sie während der Studienzeit schon in Praktika oder Teilzeitarbeit kennengelernt haben. Die Tätigkeitsbereiche sind dabei sehr breit gestreut und abhängig von lokalen Gegebenheiten und Wirtschaftsstrukturen. Sie reichen von der Finanzwirtschaft, die in Zürich sicher eine grössere Rolle spielt als etwa in Tübingen oder Bochum, über die Industrie bis zu den Medien und vom diplomatischen Dienst über die Reise- bis zur Kunstbranche. Ein Japanbezug ist häufig nur am Anfang der Karriere gegeben.

Für die Minderheit der primär wissenschaftlich Interessierten ist mittlerweile aber der «Umweg» über ein zweites Fach nicht untypisch; auch mein Kollege in Zürich, David Chiavacci, ist ihn gegangen und hat in Soziologie promoviert.

Entwicklung des Fachs

Das hat insofern mit der Geschichte des Faches zu tun, als die Japanologie Ende des 19. Jahrhunderts als exotische Philologie begann, deren Vertreter (die erste Professorin für Japanologie im deutschsprachigen Raum war Nelly Naumann, die das Fach seit 1970 in Freiburg /Breisgau vertrat) häufig noch andere Gebiete der Ostasienwissenschaften mit bearbeiteten. Zugleich war die Japanologie bis in die späten 1970er Jahre hinein sozusagen ein «sehr kleines», von wenigen Personen und meist im Alleingang vertretenes Fach, in dem Generalismus eine notwendige Tugend darstellte. Seit dieser Zeit hat sich zwar die Zahl der Professuren und wissenschaftlichen Stellen im Fach stark vermehrt, so dass es heute im deutschsprachigen Raum etwa 500 vorwiegend wissenschaftlich arbeitende Japanologinnen und Japanologen gibt. Zugleich kam mit der sozialwissenschaftlichen Japanologie aber auch eine neue Fachrichtung hinzu. Neben den «klassischen» Gegenständen der Japanologie, also den Sprachformen, historischen Quellen und – im älteren Sprachgebrauch – «Kulturdenkmälern» Japans werden seither auch die Themen und Fragen der heutigen japanischen Gesellschaft vom Fach bearbeitet.

Angesichts der Breite des Gegenstandsbereiches kann es nicht verwundern, dass viel japanologische Arbeit in der Bestandsaufnahme und Vermittlung bestand und immer noch besteht. Die Öffentlichkeit erwartet vom Fach sowieso hauptsächlich, dass es Japanwissen in allen Bereichen bereithalten sollte: So wundern sich Journalisten manchmal, wenn sie in der Japanologie nach «Expertenmeinungen» suchen und ihr Gegenüber, deren oder dessen Spezialgebiet vielleicht der mittelalterliche Buddhismus oder die Literatur der Gegenwart ist, sich weigert, zum Beispiel zur Fiskalpolitik der japanischen Zentralbank Stellung zu nehmen. Trotzdem stellen sich die Japanologien dort, wo es sinnvoll ist, auch dieser Anforderung nach fachlicher Breite: Im Studium nehmen der Spracherwerb sowie die Erarbeitung von Grundkenntnissen zur japanischen Geschichte, Religion, Literatur, Gesellschaft und Politik einen grossen

* Universität Zürich, Ostasiatisches Seminar,
Zürichbergstrasse 4, 8032 Zürich.

E-mail: steineck@oas.uzh.ch

Raji C. Steineck, Dr. phil., ist seit 2008 Professor für Japanologie an der Universität Zürich und seit 2010 Direktor des dortigen Ostasiatischen Seminars. Studium der Japanologie, Philosophie und Musikwissenschaft an der Universität Bonn und der Ritsumeikan Universität in Kyoto. Promotion 1999 in Philosophie und Habilitation 2006 in Japanologie an der Universität Bonn. Forschungsprojekte zur modernen Philosophie und Ethik sowie zum mittelalterlichen japanischen Zen-Buddhismus. Gastdozenturen in Polen und Japan. Leiter des Forschungsfelds Begriffe und Taxonomien am UFSP «Asien und Europa» der Universität Zürich. Vorstandsmitglied der International Society for the Study of Time (ISST).

Raum ein. Das muss auch so sein, weil sonst das Allgemeinwissen über Japan fehlte, das es erst erlaubt, spezifischere Informationen und Fragestellungen richtig einzuordnen. Für das Erlernen wissenschaftlicher Methodik wird angesichts dieser Anforderungen meist auf die Nebenfächer verwiesen. Auch das kann kaum anders sein, insofern die einzelnen Japanologien der Vielzahl von fachlich-methodischen Interessen bei ihren Studierenden gar nicht durch eigene Methodenkurse gerecht werden können.

Fächerübergreifende Methoden und Kooperationen

Andererseits wird dieser Zustand auch häufiger als «Methodendefizit» im Fach empfunden. Gerade wissenschaftlich ambitionierte Japanologinnen und Japanologen sind in den letzten zwei Dekaden daher öfters den Weg gegangen, synchron oder sukzessiv wissenschaftliche Qualifikationen in einem zweiten Fach zu erwerben und haben, vor allem in den Sozialwissenschaften, versucht, ihre japanbezogene Forschung vermehrt in die Soziologie, Politikwissenschaft oder Wirtschaftswissenschaften hineinzutragen. Dieses Projekt der «Auswanderung» aus der Japanologie in die sogenannten «Methodenfächer», das viele Angehörige meiner Generation vor Augen hatten, ist, wie die Hallenser Kollegin Gesine Foljanty-Jost vor einigen Jahren feststellte, aber letztlich daran gescheitert, dass Japan in diesen Fächern als zu marginal gilt.

Mehr Erfolg verspricht daher aus meiner Sicht gegenwärtig der Ansatz, die Forschung in Kooperation mit den einschlägigen Disziplinen zu betreiben und die Lehre mindestens ab dem Graduierten-niveau stärker fachlich-methodisch zu profilieren. In Zürich soll dies durch die für 2013 geplante Einführung je eines philologisch-kulturwissenschaftlichen und eines sozialwissenschaftlichen japanologischen M.A.-Programms umgesetzt werden. Gleichzeitig bieten wir regelmässig Lehrveranstaltungen an, die von Studierenden der Philosophie, Religionswissenschaft oder Ethnologie für ihr Fach «gebucht» werden können und beteiligen uns an fachübergreifenden Programmen wie den Gender Studies oder der Allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft. Wir hoffen, dass damit einerseits japanbezogene Untersuchungen auch in diesen Fächern allmählich den Status des Exotischen verlieren werden. Andererseits möchten wir «unseren» Studierenden signalisieren, wie wichtig es ist, sich nicht nur mit Japan zu beschäftigen, sondern auch die einschlägigen methodischen Ansätze und Diskussionen in sachlich vergleichbaren, aber grösseren und damit stärker in sich differenzierten Fächern zur Kenntnis zu nehmen.

Aktuelle Herausforderung: der 3. März 2011 und die Folgen

Die Dreifachkatastrophe in Nordostjapan vom 11. März 2011 hat die Fachangehörigen von den Studierenden bis zu den Dozierenden tief getroffen. Natürlich fühlen wir uns ganz grundsätzlich verbunden mit dem Land, in dem die meisten von uns einige Jahre gelebt haben. Entsprechend haben wir in der Regel auch enge persönliche Bindungen dorthin und waren nun besorgt um das Wohlbefinden unserer Bekannten, Freunde und gegebenenfalls auch Verwandten. So war es für viele zunächst einmal das dringlichste Anliegen, den Kontakt herzustellen und, wo nötig und möglich, unmittelbar und individuell Hilfe zu leisten. Hinzu kam die Sorge um die Austauschstudierenden, die zum Zeitpunkt der Katastrophe in Ostjapan waren.

Konkrete Hilfen

Viele verspürten darüber hinaus den Wunsch, konkrete Hilfestellung bei der Bewältigung der Katastrophe zu leisten. Aber um selbst Hand anzulegen, waren wir als Buchgelehrte im fernen Europa schlecht positioniert. Immerhin wurden von vielen Japanologien Benefizanlässe und Spendensammlungen organisiert. Zentraler als der materielle Ertrag solcher Aktivitäten dürfte dabei letztlich das Zeichen der Verbundenheit gewesen sein, das durch sie nach Japan gesendet wurde – denn das Land selbst ist ja eines der reichsten der Erde und kann den Wiederaufbau auch aus eigener finanzieller Kraft bewältigen. Das eigentliche Katastrophengebiet in Japan ist eine auch innerhalb des Landes vernachlässigte, als rückständig und arm geltende Provinz. Dass Menschen aus aller Welt Anteil an ihrem Schicksal nehmen, war für die Betroffenen dort, wie wir erfahren durften, ein wichtiger Trost.

Vorurteile und Aufklärungsbedarf

Gleichzeitig sah sich aber auch die Japanologie als Fach gefragt. Schnell wurde in den Tagen nach der Katastrophe deutlich, dass in den Medien ein hoher Informationsbedarf bestand, vor allem auch, was das Wissen um gesellschaftliche und kulturelle Hintergründe anging, und dass dieser Informationsbedarf nicht durch die zuständigen Auslandskorrespondenten gedeckt werden konnte, von denen übrigens nur wenige über die Fähigkeit verfügten, japanische Quellen zu lesen.

Da Japan einerseits seit den 1990er Jahren, als die dortige Immobilienspekulationsblase geplatzt war und die nötigen strukturellen Reformen nicht vom Fleck kamen, nicht mehr als Vorbild gilt und andererseits international keine Probleme verursacht, ist der reguläre Informations- und Nachrichtenbedarf über das Land in den allgemeinen Medien hierzulande –

bzw. im deutschsprachigen Raum insgesamt – recht niedrig. Entsprechend gering ist auch der Kenntnisstand. Wie stets, wenn kein genaueres Wissen zur Verfügung steht, wurden nun auch nach den Katastrophen vom März 2011 Vorurteile aktiviert. Hinzu kam vor allem in den deutschen Medien eine verzerrte, einzig auf die Atomkatastrophe fokussierte Perspektive, die teilweise dazu führte, dass man geradezu in Untergangsszenarien schwelgte.

Die Japanologie reagierte darauf in unterschiedlicher Weise. Bestimmte, besonders flagrante Äusserungen in den Medien wurden in den «J-Studien», der deutschsprachigen japanologischen Mailing-Liste, erregt kommentiert.¹ Einzelne Vertreterinnen und Vertreter der Japanologie äusserten sich aber auch unmittelbar in den Medien. Wichtig war in den ersten Wochen nach der Katastrophe vor allem, die Informationen zu präzisieren und deutlich zu machen, dass vor Ort die Verwüstung durch die Tsunami-Flutwelle den grössten unmittelbaren Schaden ange richtet hatte.

Sodann war nach mehreren Seiten das Vorurteil von Japan als einer perfekt durchorganisierten und disziplinierten Einheitsgesellschaft zu korrigieren. Dieses Vorurteil drohte einmal die Wahrnehmung für die Situation der unmittelbar Betroffenen zu verstellen, führte aber auch zu verzerrten Einschätzungen hinsichtlich der Ursachen der Atomkatastrophe sowie der Möglichkeiten und Aussichten in ihrer Bewältigung.

Als ganz besonders ärgerlich empfanden viele in der Japanologie das Vorurteil, in Japan gebe es kein kritisches Bewusstsein in der Bevölkerung beziehungsweise dieses könne sich aus irgendwelchen kulturellen Gründen nicht artikulieren. Nun ist es, in Bezug auf das Problem der Kernenergie, zwar richtig, dass die japanische Anti-Atombewegung nie die gleiche Kraft entfalten konnte wie ihr Gegenstück in den deutschsprachigen Ländern. Richtig ist aber auch, dass sich in den letzten Jahren die negativen Voten zur Kernenergie in Japan gemehrt hatten. Die renommierte linksliberale Monatszeitschrift Sekai («Welt») hatte noch im Januar 2011, zwei Monate vor der Katastrophe also, ein Themenheft mit kritischen Beiträgen zu dieser Problematik herausgebracht. Richtig ist schliesslich weiterhin, dass die Anti-Atom-Bewegung nach dem Super-GAU unmittelbar Zulauf aus allen Schichten bekam und im Laufe des letzten Jahres landesweite Massendemonstrationen organisieren

¹ <https://listserv.shuttle.de/mailman/listinfo/j-studien> (24.02.2012). Es können allerdings nur eingetragene Mitglieder Beiträge einsenden und lesen.

konnte. In der japanischen Presse wie im Internet war zu beobachten, wie der staatliche Umgang mit der Katastrophe insgesamt aufmerksam bis miss-träulich beobachtet wurde. Dass diese kritische Begleitung angesichts jahrzehntelang gewachsener Verflechtungen zwischen der japanischen Administration und der Atomwirtschaft äusserst notwendig war und bei dieser Gelegenheit auch erstmals ein breiteres Forum in den landesweiten Medien fand, ist ein weiteres wichtiges Faktum. Auch hier stand der Wahrnehmung und Analyse das Vorurteil vom technologisch-technokratischen Perfektionismus und der Geschlossenheit der japanischen Gesellschaft entgegen. Dass es der japanischen Atomwirtschaft an einer funktionierenden Aufsicht durch administrative Kontrollinstanzen und Medien mangelte – mit entsprechenden Folgen, die auch schon bei früheren Unglücksfällen zutage getreten waren –, war ein in der Japanologie zumindest unter Interessierten wohlbekanntes Faktum. Überrascht hat insofern zumindest mich weniger die Tatsache, dass eine solche Havarie in Japan möglich war, sondern der im Vergleich zu früheren Fällen deutlich transparentere Umgang damit durch die Regierung von Ministerpräsident Kan, der freilich inzwischen abgelöst worden ist. Welche Mechanismen einer funktionierenden Kontrolle entgegenstanden, wurde vor allem in japanischen Wochenzeitschriften anlässlich des Unglücks ausführlich diskutiert.

Die Fukushima-Textinitiative

Worin konnten in dieser Situation die Aufgabe und der Beitrag der Japanologie bestehen? Als ein wichtiges Anliegen neben dem Einbringen eigener Kommentare und Berichte in Büchern², wissenschaftlichen Zeitschriften³, Medienbeiträgen, Interviews oder Vorträgen erschien es gerade angesichts des oben erwähnten Vorurteils, Stimmen aus Japan selbst zur Geltung zu bringen. Aus dieser Überlegung heraus riefen die Kolleginnen Steffi Richter (Leipzig) und Lisette Gebhardt (Frankfurt) Ende April 2011 die «Textinitiative Fukushima⁴» ins Leben, der sich die Zürcher Japanologie bald darauf anschloss. Auf der Internetseite dieser Initiative werden übersetzte Texte von japanischen Autorinnen und Autoren aus einem breiten Spektrum von der Politik über die Literatur bis zur Popkultur zur Verfügung gestellt, also «Aktuelles, Tiefgründiges, Diskussionswürdiges zu

² Siehe z.B. Doege, Felix und Patrick Köllner: «Trotz Fukushima-1: Japans «atomares Dorf» hält an der Nuklearenergie fest, in: GIGA Focus Asian (5/2011), S. 1-8.

³ <http://www.textinitiative-fukushima.de/> (24.02.2012). Im März 2012 fand an der Universität Frankfurt/M. eine internationale Konferenz „Comparing Fukushima and Chernobyl: Social and Cultural Dimensions of the Two Nuclear Catastrophes“ statt.

⁴ Programm: <http://www.gjf.de/japanologentag/files/cfp2012n.pdf> (24.02.2012).

den Katastrophen und ihren Kontexten». Daneben stehen zusammenfassende Berichte von Diskussionen in Internetforen oder aus den Printmedien. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den kritischen Stimmen zur Atomkraft bzw. zum staatlichen Umgang mit dem Super-GAU im Kraftwerk Fukushima 1 und seinen Folgen – gerade weil hierzulande gerne angenommen wird, dass es solche Kritik nicht gebe –, aber auch Voten für die Atomkraft werden wörtlich wiedergegeben. Weiterhin stehen bestimmte Themen im Zentrum, über die hierzulande nicht oder nur verzerrend berichtet wurde, wie die Geschichte der Kernenergie und des Widerstands gegen sie, die «AKW-Nomaden» (prekär Beschäftigte, die zu Wartungs- und Aufräumarbeiten in den AKWs einschliesslich des havarierten Fukushima 1 eingesetzt werden), oder auch die Frage der angeblichen Gelassenheit und Gefasstheit «der Japaner».

Dabei geht es nicht nur um Information über das aktuelle Geschehen und seine Hintergründe, sondern mehr noch um die Dokumentation von dessen Reflexion in verschiedenen Teilen der japanischen Bevölkerung, und teils eben auch um die Aufarbeitung der Vorgeschichte – einschliesslich von deren kultureller Seite, wie sie beispielsweise ein Anti-Atom-Song der Band «The Blue Hearts» aus dem Jahr 1988 dokumentiert, der noch unter dem Eindruck der Katastrophe in Tschernobyl entstanden war. Verschiedene Texte, wie etwa die Berichte der Psychiaterin Kayama Rika von ihrem Besuch im Tsunami-Überflutungsgebiet, stellen auch die Verbindung zu den anderen Katastrophen des März her.

Die Textinitiative Fukushima verwirklicht damit ein so entscheidendes wie auch klassisches Anliegen der Japanologie, nämlich die Stimme japanischer Texte auch für eine Leserschaft zu erschliessen und zum Klingen zu bringen, die dieser Sprache nicht mächtig ist. So wichtig es ist, dass die Japanologie sich nicht darin erschöpft, Übersetzungen und Berichte zu erstellen, so zentral bleibt jedoch die Aufgabe, relevante Quellen aufzuspüren und zugänglich zu machen.

Wissenschaftliche Analysen

Obwohl in der Japanologie ein durchaus kritisches Verhältnis zur japanischen Gesellschaft und Politik gewissermassen zum *comment* gehört, sah sich das Fach durch die Ereignisse des letzten Jahres durchaus auch in seinem Verständnis des gegenwärtigen Japan herausgefordert. Zwar hat sich die deutschsprachige Japanologie seit den 1970er Jahren der Analyse der gegenwärtigen japanischen Gesellschaft, Politik und Wirtschaft angenommen. 1988 schlossen sich entsprechend interessierte Fachleute in der «Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung»

(VSJF, www.vsjf.net) zusammen. Aktuelle Entwicklungen werden in einem eigenen Jahrbuch (*Japan Jahrbuch*, <http://vsjf.net/jahrbuch-datenbank/>) dokumentiert. Hinzu kommen zahlreiche Forschungsarbeiten zu soziologischen, politikwissenschaftlichen und ökonomischen Fragen.

Die japanische Energiewirtschaft und insbesondere die Kernenergie und mit ihr zusammenhängende Strukturen oder gesellschaftliche und kulturelle Erscheinungen waren aber bis 2011 nur selten Gegenstand japanologischer Untersuchungen: So führt eine Recherche zum Titelwort «Kernenergie» im Online-Katalog des Deutschen Instituts für Japanstudien (<http://dijbib.dijtokyo.org/>), das deutschsprachige Japanliteratur mit dem Anspruch auf Vollständigkeit sammelt und dessen Katalog nicht nur Monographien, sondern auch Beiträge zu Sammelbänden und Zeitschriften erfasst, zu gerade einmal sechs einschlägigen Publikationen. Ergänzt man die Recherche um die Suche nach Literatur zum Wort «Atom», dann kommen nur wenige einschlägige Veröffentlichungen, überwiegend zu atomrechtlichen Fragen hinzu, die auf drei japanisch-deutsche Atomrechts-Symposien in den 1980er und 1990er Jahren zurückgehen.

Wie die japanische Öffentlichkeit hat sich auch die Japanologie viel mehr mit den Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki, deren Folgen und ihrer Verarbeitung, etwa in der «Atombombenliteratur» als mit der Kernenergie beschäftigt. Das mag durchaus auch mit forschungspolitischen Fragen zusammenhängen, da das Fach stark von staatlicher Förderung aus Japan abhängig ist und eine kritische Beleuchtung dieses Themas von den dortigen Institutionen sicher nicht gerne gesehen worden wäre.

Es bleibt dabei die Frage offen, inwiefern die grosse Rolle der Kernenergie für diesen grundlegenden Sektor der japanischen Wirtschaft sich nicht auch strukturbildend auf weitere Bereiche der Gesellschaft ausgewirkt hat. Diese Frage wird nun auch in der Japanologie neu diskutiert, so bei aktuellen Tagungen und Podiumsdiskussionen in Bonn, Frankfurt oder Zürich.

Auch auf dem 15. Deutschsprachigen Japanologentag, den die Zürcher Japanologie Ende August dieses Jahres ausrichtet⁵, werden verschiedene Aspekte der Dreifachkatastrophe und ihrer Bewältigung thematisiert: Dies betrifft konkrete Einzelheiten vom Krisenmanagement der Regierungspartei DPJ über

⁵ Programm: <http://www.gjf.de/japanologentag/files/cfp2012n.pdf> (24.02.2012).

Fragen der Haftung für Nuklearschäden oder des Lebensmittelkonsums «nach Fukushima» bis hin zur Positionierung einzelner Schriftstellerinnen im einschlägigen Diskurs ebenso wie Grundsätzliches, etwa den «Mythos vom rohstoffarmen Japan», der eine der Begründungen für die Option Kernenergie war, oder die Ideologien der Anti-Atomkraft-Bewegung «zwischen Universalismus und nationaler Selbstbehauptung» und historische und strukturelle Hintergründe. Ein eigenes Panel sowie die gesamte Sektion Ethnologie sind dieser Problematik gewidmet, die daneben auch in einzelnen Vorträgen der Sektionen Politik, Wirtschaft, Moderne Geschichte, Literatur, Medien und Theater thematisiert wird. Für die Beantwortung vieler der grundsätzlicheren wissenschaftlichen Fragestellungen ist es aber noch zu früh, und so steht zu erwarten, dass die Berichte und Diskussionen auf den genannten Tagungen, die sich verständlicherweise auf enger umgrenzte Einzelfragestellungen konzentrieren, erst den Anfang längerfristiger Forschungsbemühungen im Fach darstellen.

Geistesgeschichtliche Fragen: «Religion» und «japanisches Denken»

Anlässlich der letztjährigen Katastrophen wurden häufig Fragen nach dem Verhältnis der Japaner zu Natur und Technik sowie nach dem Einfluss ethischer und religiöser Traditionen auf die hier anscheinend als auffällig diszipliniert und emotional zurückhaltend empfundenen Reaktionen der Betroffenen gestellt. Sie betreffen in gewisser Hinsicht ein Kerngebiet der geisteswissenschaftlich arbeitenden Japanologie, allerdings mit der wichtigen Spezifikation, dass diese sich nicht anheischig machen kann (obwohl sie es in der Hochzeit der frühmodernen Nationalphilologien vielfach wollte), sie für «die Japaner» schlechthin zu beantworten. Was japanologisch erforschbar ist, sind in Japan historisch oder aktuell vorfindliche, womöglich mit kanonischem Anspruch überlieferte Positionen, von denen übrigens kaum eine «rein japanischer» Provenienz ist. Gerade der gerne als «autochthon» apostrophierte Schinto erweist sich bei näherem Hinsehen als eine moderne, auch aus dem Bedürfnis nationaler Abgrenzung hervorgegangene Schöpfung, deren ältere Vorläufer massiv durch kontinentalasiatische Einflüsse geprägt waren. Dem modernen Nationalmythos von der kulturellen Einheitlichkeit Japans zum Trotz muss überdies festgehalten werden, dass schon die frühesten historischen Quellen von einer starken soziokulturellen Binnendifferenzierung des Landes Zeugnis ablegen. Angesichts der Gewaltgeschichte des japanischen Nationalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts empfinden es darüber hinaus viele Japanerinnen und Japaner als Zumutung, in

die Zwangsjacke nationalkultureller Erklärungen gesteckt zu werden.⁶

«Japanische Religion» – in welchem Sinne?

Im Übrigen ist nicht nur die volkstümliche Rede von der «japanischen Kultur» und ähnlichem aus fachlicher Sicht problematisch. Auch geradezu selbstverständlich anmutende Begriffe wie jener der Religion, der – wie am Programm des Japanologentages und ähnlicher Veranstaltungen erkenntlich – nicht zuletzt zur Einteilung von Forschungsgebieten und Expertisen verwendet wird und insofern in das Gefüge der Wissenschaft inkorporiert ist, sind seit einiger Zeit in die Diskussion geraten. Dabei wird als Problem hervorgehoben, dass die Einführung dieses Begriffs das, was unter ihn subsumiert wurde, eingreifend veränderte, und dass seine Anwendung auf ältere Institutionen, soziale Praktiken und Quellen deren Wahrnehmung in verzerrender Weise geprägt hat.

Derzeit befasst sich ein Forschungsprojekt des Bochumer Japanologen Hans Martin Krämer im Rahmen des dortigen Internationalen Kollegs «Dynamics in the History of Religion» mit der Transformation der politischen Regelung von «Religion» im Übergang von der frühen Neuzeit (Edo-Zeit, 1600-1867) zur Moderne (ab Meiji-Zeit, 1868-). Krämer geht dabei der Fragestellung nach, inwiefern sich durch die Einführung einer modernen, europäisch geprägten Begrifflichkeit von Religion nach 1870 die Spielräume und Gestaltungsmöglichkeiten staatlichen religionspolitischen Handelns in Japan veränderten. Komplementär dazu untersuchen wir in der Zürcher Japanologie im Kontext des Forschungsfeldes «Begriffe und Taxonomien» des hiesigen Universitären Forschungsschwerpunkts «Asien und Europa» die begrifflichen Ordnungen in Quellen aus dem Altertum (7.-12. Jh.) und Mittelalter (13.-16. Jh.). Wir fragen dabei ausgehend von den Selbst- und Fremdbezeichnungen dessen, was in moderner Terminologie als Religion bzw. religiöse Tradition, bzw. als die diesen jeweils zugeordneten «Sekten» oder «Schulen» bezeichnet wird, nach den in den Quellen vorgenommenen Strukturierungen der semantischen Felder: Was sind die sprachlichen Mittel, mit denen einschlägige Entitäten identifiziert werden? Welche Neben-, Über- und Unterordnungen zwischen ihnen gibt es? Werden Kriterien der Zuordnung aufgestellt? Mit welchen Bewertungen oder emotionalen Qualifikationen verbindet sich die jeweilige Terminologie? Und welche soziokulturellen

⁶ Vgl. die Äußerungen des Philosophen Mishima Ken'ichi in einem Interview mit der Frankfurter Rundschau: <http://www.fr-online.de/debatte/philosoph-kenichi-mishima--verfuehren-sie-mich-bitte-nicht-zum-nationalismus--1473340,8248880.html> (27.2.2012)

Praktiken der Inklusion oder Exklusion, Aufwertung oder Abwertung, Distanzierung oder Annäherung werden erwähnt?

Ein Beispiel: der Yōrō-Kodex

Dabei bestätigt eine Untersuchung des ältesten erhaltenen Gesetzbuches, des sog. Yōrō-Kodex von 718, der aus «Strafbestimmungen» (*ritsu*) und «Verwaltungsverordnungen» (*ryō*) besteht, einerseits den schon länger bekannten Befund, dass es vor der Moderne in Japan keinen generellen Oberbegriff für «Religion» gab, unter dem etwa der Götterkultus und der Buddhismus befasst worden wären. Andererseits werden beide im dritten Band der «Verordnungen» (*ryō*) nebeneinandergestellt. Die Titel der einschlägigen Kapitel, frei übersetzbar als «Verordnungen in Sachen himmlische und irdische Gottheiten» und «Verordnungen in Sachen Mönche und Nonnen» zeigen allerdings, dass es hier um den amtlichen Umgang mit zwei ausserhalb der profanen Sphäre (*zoku*) befindlichen Personengruppen geht. Interessanterweise regeln dabei die ersteren Verordnungen vor allem die Feste, die von der Administration für die Gottheiten abzuhalten sind, während die zweiten sich vornehmlich mit Sanktionen beschäftigen, die sie bei Fehlverhalten von (buddhistischen) Mönchen und Nonnen einzuleiten hat. Zu den wichtigsten Sanktionen gehört dabei die Rückführung der fraglichen Person in den profanen Bereich (*kanzoku*). Die Beiordnung impliziert also keine Gleichordnung und -behandlung, wie sie aus klassisch-moderner Sicht überhaupt gewissermassen «schief» ist, da sich die Verordnungen nicht einmal auf den «schintoistischen» und dann auf den «buddhistischen» Klerus beziehen, sondern auf den Umgang der Behörden mit Gottheiten einerseits und Mönchen/Nonnen andererseits.

Auch in einer weiteren Hinsicht weicht die Ordnung des Yōrō-Kodex von den Zuordnungen ab, die (auch in Japan) mit der modernen Begrifflichkeit verbunden sind. Den Mönchen und Nonnen werden nämlich Praktiken wie das Wahrsagen oder die Heilung von Krankheiten mittels Geisterbeschwörung untersagt, die nach klassisch-moderner Klassifikation und der ihr inhärenten Wertordnung den niedrigen Formen der Religiosität zuzuordnen sind. Dies geschieht aber nicht, weil solche Praktiken insgesamt als verdächtig erscheinen, sondern weil sie nach dem «Buddha-Gesetz» verboten seien. An anderen Stellen haben sie dann ihren legitimen, institutionalisierten Ort: So ist das Amt für Angelegenheiten der himmlischen und irdischen Gottheiten unter anderem mit bestimmten Formen der Divination sowie mit den Ritualen unter Verwendung von Geistmedien befasst, das Amt für Yin-Yang-Angelegenheiten mit mantrischer Technik

und die Heilung mittels magischer Formeln fällt in die Zuständigkeit des Medizinalamtes. Es handelt sich gewissermassen um eine klare rationale Arbeitsteilung auf der Basis der damals vorherrschenden Ontologie, für die Geister und Götter einen normalen, allerdings ausserhalb herrscherlicher Jurisdiktion befindlichen, Bestandteil der Wirklichkeit darstellen. Die Einteilung, die wir modern in die Trennung von «heiliger» und «profaner» bzw. «religiöser» und «säkularer» Sphäre zu übersetzen geneigt sind, ist genuin vielmehr eine juristische, nämlich zwischen den Geltungsbereichen des «Buddha-Gesetzes» (*buppō*), das für die Mönche und Nonnen gilt, und des «herrscherlichen Gesetzes» (*ōhō*), das auch die Institutionen des Götterkultes (allerdings nicht die Gottheiten selbst) erfasst. Sie erlaubt übrigens ein Zusammenspiel dieser Institutionen und ihrer Akteure mit Mönchen und Nonnen, das deutlich zeigt, dass hier nicht zwei wechselseitig exklusive «Religionen» interagieren: Im Altertum werden nämlich regelmässig Mönche und Nonnen damit beauftragt, an Institutionen des Götterkultes heilbringende Rituale aus dem Repertoire des «Buddha-Gesetzes» zugunsten der dort verehrten Gottheiten zu vollziehen. Genauso werden in den Tempelklöstern ganz selbstverständlich die lokalen Gottheiten verehrt, die den Ort und die an ihm lebende Gemeinschaft beschützen sollen.

Mittelalterliche Wirkungen am Beispiel eines Zen-Mönchs

Die juristisch inspirierte Zweiteilung der Sphären des «Buddha-Gesetzes» und des «herrscherlichen Gesetzes» findet sich noch im Mittelalter wieder, als die mit dem Yōrō-Kodex verbundene Staats- und Gesellschaftsordnung schon längst ausgehöhlt und durch feudalistische Elemente überformt ist. In verschiedenen Schriften des Zen-Mönchs Dōgen (1200–1253) etwa wird auf sie Bezug genommen, allerdings nun mit einer klaren epistemologischen Wertung, die sich auch auf die Begriffsordnung auswirkt: So lehnt Dōgen die seinerzeit aus China nach Japan überlieferte Doktrin von der Übereinstimmung der «drei Lehren» (des Buddha, des Konfuzius und des Laozi) ab, in dem er Konfuzius und Laozi sowie deren Anhänger der Sphäre weltlicher Herrschaft zuschlägt: von ihnen sei bestenfalls zu lernen, wie man in der gegenwärtigen Existenz zu agieren bzw. ein Land zu regieren habe, während die Lehre des Buddha Einsicht in die früheren und zukünftigen Existenzen und Weltalter umfasse. Hier scheint Dōgens Auffassung der klassisch-modernen Entgegensetzung von Transzendenz und Immanenz nahezukommen. Das stellt sich jedoch bei näherer Untersuchung als Täuschung heraus, denn der «Buddha-Weg» (*butsudō*), wie die Selbstbezeichnung der von Dōgen

propagierten Orthopraxie lautet, ist gerade immanent, durch eine bestimmte Lebensführung in der gegenwärtigen Existenz, zu verwirklichen. Ablehnung des endlichen Daseins und Ausrichtung auf ein zeitenthobenes, ewiges Sein dagegen sind Ansichten, die er, meist unter Hinzufügung abwertender Prädikate, den «ausserstehenden Wegen» (*gedō*) zuordnet. Der zur Selbst- wie Fremdbezeichnung verwendete Wortteil «-Weg», der insofern als Kandidat für ein semantisches Äquivalent des Wortes Religion in Betracht käme, tritt dabei wiederum niemals isoliert als Oberbegriff auf. Er wird stets mit einer eindeutigen Zuordnung und meist zusätzlich noch mit wertendhierarchyisierenden Prädikaten («der große Weg der Buddhas und Patriarchen», vs. «die hinderliche Ansicht eines ausserstehenden Weges») verbunden. Insofern ist auch hier die begriffliche Ordnung des einschlägigen Feldes inkommensurabel zur modernen Taxonomie der Religion(en).

Am Werk Dōgens, das seit dem 20. Jahrhundert übrigens zum Kanon der vormodernen Literatur- wie Geistesgeschichte zählt, lässt sich auch noch ein anderes Problem erläutern, dem wir in Zürich in einem vom SNF geförderten Projekt zur «Rhetorischen Analyse klassischer Texte des japanischen Buddhismus» nachgehen. Als Gründer einer der zwei grossen Schulen des Zen-Buddhismus in Japan sind seine Schriften vielfach rezipiert worden als Exempel für ein «anderes Denken», das den Gesetzen der Logik nicht gehorche bzw. sie bewusst überschreite. Dies wird teils noch weiter dahingehend gesteigert, dass er als Exponent eines «japanischen Denkens» wahrgenommen wird, das sich dem Verständnis der Europäer zwangsläufig entziehe. Das beruht auf der Gleichsetzung von «Zen» und «japanischer Kultur», die der Laienbuddhist und Privatgelehrte Suzuki Daisetz Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgreich propagierte und die durch Bücher wie Eugen Herrigels «Zen in der Kunst des Bogenschiessens» (bis heute vielleicht das meistgelesene Buch zur «japanischen Kultur») weiter popularisiert wurde.

Tatsächlich sind gerade Dōgens bekanntere Texte schwer zu erschliessen. Das zeigen schon ihre Übersetzungen in moderne Sprachen einschliesslich des modernen Japanisch, die einander an zentralen Stellen widersprechen.⁷ Dies sollte eigentlich detaillierte Untersuchungen zu ihrer Form und Funktion nahelegen, um damit inhaltlichen Deutungen ein besser abgesichertes Fundament zu geben. Solchen Unter-

suchungen stand aber lange eben das Vorurteil vom «alogischen» Zen entgegen, dem gemäss jede rationale Analyse den eigentlichen Inhalt der Texte gerade verfehlen musste. Ziel unseres Projektes ist nun, mithilfe der Anwendung von analytischen Methoden aus der Semiotik, Narratologie und systematischen Rhetorik zu einer überprüfbareren Beschreibung davon zu kommen, wie – mit welchen textlichen Mitteln – Dōgen seine Adressaten zur Übernahme und Umsetzung seiner Lehre zu bewegen versucht. Zusätzlich analysieren wir auch um vier Jahrhunderte ältere Texte des Begründers der Shingon-Schule des esoterischen Buddhismus, Kūkai, der in einem poetologischen Werk auch normative Aussagen aus älteren chinesischen Werken zu verschiedenen Stilmitteln, ihrer Klassifikation und ihrer Bewertung kompilierte. Solche Aussagen der untersuchten Autoren zur Einordnung und Bewertung von rhetorischen Techniken gehen ebenfalls in die Analyse ein, die damit auch den Katalog der systematischen Rhetorik zu erweitern sucht.

In Bezug auf Dōgen hat sich schnell gezeigt, dass die erwähnten Methoden sehr hilfreich sind, um beispielsweise Abschnittsgliederungen (die in den Quellen nicht durch räumliche Absetzung vorgenommen werden) anhand von nachvollziehbaren sprachlichen Kriterien vorzunehmen und damit zu einem klareren Bild des Gedankenganges zu bekommen. Ausserdem ist festzustellen, dass Dōgen mit dem Prinzip des ausgeschlossenen Dritten argumentiert, bzw. überhaupt begründende Sequenzen benutzt, um seine Lehre plausibel zu machen – also durchaus auf logische Regeln rekurriert. Zugleich lassen sich paradoxe Wendungen häufig logisch entschärfen, wenn die kommunikative Funktion der Texte beachtet wird, die als Unterweisungen und Anweisungen für den Schülerkreis gedacht sind. Sie werden nämlich vielfach mit der Aufforderung verbunden, eine bestimmte Sichtweise (und dann eine andere, gegensätzliche) in der meditativen Übung auszuloten.

Auch hier versuchen wir also, durch eine genauere Analyse der sprachlichen Gestaltung und der im Text vorfindlichen semantischen, syntaktischen und pragmatischen Beziehungen zunächst einmal ein klareres Bild der «Eigenwelt» der Texte zu bekommen, um darüber dann rezipierten Vorstellungen zu begegnen und differenzierte Aussagen zu den relevanten Welt- und Menschenbildern der untersuchten Quellen treffen zu können.

Mit diesem Projekt haben wir gleichzeitig wissenschaftliches Neuland betreten, da sich Untersuchungen zur Rhetorik japanischer buddhistischer

⁷ Vgl. dazu vom Autor: «Übersetzung und theoretische Rekonstruktion am Beispiel von Dōgen: Genjōkōan», in: *Hōrin. Vergleichende Studien zur japanischen Kultur* 9 (2002), S. 117-144.

Quellen in der europäischsprachigen Literatur bisher auf die Verwendung von bestimmten Topoi konzentrierten. Die japanische Dōgen- wie Kūkai-Forschung teilt sich dagegen weitgehend auf die zwei Gebiete textgeschichtlicher bzw. biographischer und dogmatisch-hermeneutischer Untersuchungen auf. Hinzu kommen allenfalls noch sprachgeschichtliche Forschungen. Dies mag angesichts der prominenten Stellung beider Autoren im Kanon der japanischen Literatur überraschen. Aber die japanische Nationalphilologie ist wegen ihrer sprachlichen Bindung nur marginal von den erwähnten Methoden berührt

worden, da die einschlägigen Theorien allenfalls von japanischen Romanisten, Anglisten und Germanisten zur Kenntnis genommen wurden. Gleichzeitig haben ältere japanische Texte bisher kaum Eingang in systematische Überlegungen zur Rhetorik gefunden. Hier bietet sich also eine Chance für einen genuinen Beitrag der ausserjapanischen Japanologie, die als kleines Fach schon strukturell gehalten ist, sich methodisch breit zu informieren – die aber durch den Einbezug von Quellen, die bisher in der Theoriebildung nicht diskutiert wurden, auch in systematischer Richtung fruchtbar werden kann. ■